

ist – nämlich die letzte »Intentionalität« der Heilsgeschichte: Gottes unfassliche und abgründige Liebe zu einem jeden Menschen –, kann und darf niemals verzichtet werden – auch nicht zugunsten noch so tiefer religiöser »Erfahrungen« des einzelnen.

Wenn dies so ist, dann ist sowohl für das Christentum als Sozietät als auch für jegliche Menschwerdung des einzelnen nicht einfach eine *vernünftige* »Lehre«, sondern (ebenso und darin) eine *ethische* Vermittlungs-Gestalt »Lehre« notwendig. Eine solche ethische Gestalt meint nicht nur die Art und Weise »des Lehrens« dieser Lehre – sozusagen die pastorale »Methode« des Sprechens –, sondern bestimmte sprachlich gefaßte Inhalte, Wirklichkeiten, Perspektiven, Intentionen, Horizonte, Einsichten etc., die dem Leser/Hörer dargeboten werden als das, was die »kollektive Vernunft der Glaubenden glaubt«, d. h. will und praktiziert und lebt. Natürlich muß auch diese »kollektive praktische Vernunft des Glaubens« immer wieder darauf hin reflex überprüft werden, ob denn ihr »Sprachspiel« tatsächlich in der »Lebensform« derer wurzelt, die »lehren« und ob es auch der »Lebensform« derer entspricht (bzw. sie versprachlicht), an die es gerichtet ist. Ob es also wirklich *ethos* ist. Ob die »Lebensform« selbst das »Sprachspiel« ist und umgekehrt. Aber je mehr dies geschieht und je weniger dies einfach stillschweigend (oder verschämt und ängstlich) vorausgesetzt wird, desto deutlicher und glaubhafter und lebendiger wird die »Lehre« dieses Ethos sein. So kann und wird es dann auch wirklich unter den Menschen »zur Debatte« stehen. Nicht aus Neugier, sondern aus Betroffenheit: die erste will ja nur begaffen, die zweite aber begreifen (Gaston Bachelard).

## Getreue Katholizität als Herausforderung an »Misereor«

Von Hans Stephan Puhl

Weder Harmlosigkeit noch Skandalträchtigkeit sollten wichtigstes Kennzeichen oder Gütesiegel für kirchliche Entwicklungsarbeit sein. Profilsüchtiges, lautstarkes Krakeelen und profilscheues Verwalten anvertrauter Aufgabenbereiche stehen gleichermaßen einem mutigen und dem eigenen Auftrag verpflichteten Eintreten für Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit in Entwicklungsländern durch *Misereor* nicht gut an. Nun ist Entwicklungshilfe in den vergangenen 30 Jahren schwieriger geworden – die Ursachen hierfür sind mannigfaltig –, und in den Jahren seit dem letzten Konzil ist *Misereor*, wie die Kirche insgesamt, in unruhigere Gewässer geraten. Angesichts dieser Lage wäre es ein verhängnisvoller, freilich auch verständlicher Trugschluß, das Augenmerk auf die eigene Sicherheit zu lenken in der Hoffnung, so die Stromschnellen schadlos zu überstehen und von ruhigeren Gewässern aus später der eigentlichen Aufgabe: der Ladung, die zu überbringen ist, und dem Kurs wieder mehr Aufmerksamkeit widmen zu können. Dies wäre aus einem doppelten Grunde falsch: Einmal könnte der durch ein derartiges Sicherheitsdenken entstandene Verlust an Glaubwürdigkeit das zu rettende Schiff zusätzlich von innen leck schlagen und somit doppelt gefährden, und

überdies könnte es trügerisch sein, nach den Stromschnellen von heute auf ruhiges Wasser morgen hoffen zu wollen.

Die folgenden Überlegungen wollen Kapitäne, Lotsen und Mannschaften eines in Bedrängnis geratenen Schiffes nicht dazu anstiften, sich leichtfertig in übermütige Kapriolen zu stürzen, sie wollen wohl anhand von zwei Fragestellungen, die zwar nicht zum gesicherten Kern des Auftrages kirchlicher Entwicklungsarbeit gehören, diesen aber ständig berühren und auf ihn einwirken, dazu ermuntern, sich solchen Fragen zu stellen. Es handelt sich um die Frage nach dem Dialog zwischen den Religionen und um die Frage, ob sich kirchliche Entwicklungsarbeit ausschließlich nach sozio-ökonomischen Kriterien auszurichten hat. Beide Fragen berühren das Selbstverständnis von Kirche und kirchlicher Sendung und können daher von *Misereor* nicht ausgeklammert werden.

### 1. Dialog nach innen und außen

Am 28. Oktober 1965 wurde die Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen *Nostra Aetate* feierlich verkündet. Diese Erklärung betont im Hinduismus den Reichtum von Mythen, tiefdringende philosophische Versuche, asketische Lebensformen, tiefe Meditation und Zuflucht zu Gott. Dem Buddhismus, so heißt es, sei die Erkenntnis des radikalen Ungenügens der veränderlichen Welt und die Lehre des Weges zur höchsten Erleuchtung zu eigen. Zum Verhältnis der Kirche zu anderen Hochreligionen heißt es weiter in Ziffer 1 dieses Konzilsdokumentes: »Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selber für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet.« Diese Offenheit, so ist weiter zu lesen, hindert die Kirche nicht daran, unablässig Christus zu verkündigen, der da ist »der Weg, die Wahrheit und das Leben«.

»Deshalb« – so heißt es weiter in diesem Dokument – »mahnt sie ihre Söhne, daß sie mit Klugheit und Liebe, durch Gespräch und Zusammenarbeit mit den Bekennern anderer Religionen sowie durch ihr Zeugnis des christlichen Glaubens und Lebens jene geistlichen und sittlichen Güter und auch die sozial-kulturellen Werte, die sich bei ihnen finden, anerkennen, wahren und fördern.«

In Ziffer 4 wird der Antisemitismus verurteilt, ehe es dann in Ziffer 5 heißt: »So wird also jeder Theorie oder Praxis das Fundament entzogen, die zwischen Mensch und Mensch, zwischen Volk und Volk bezüglich der Menschenwürde und der daraus fließenden Rechte einen Unterschied macht. Deshalb verwirft die Kirche jede Diskriminierung eines Menschen oder jeden Gewaltakt gegen ihn um seiner Rasse oder Farbe, seines Standes oder seiner Religion willen, weil dies dem Geist Christi widerspricht.«

Diese Verurteilung ist grundsätzlicher Art und gilt für jegliche Diskriminierung, sei sie begangen von Christen an Juden, von Singhalesen an Tamilen, von Hindus an Muslims, von Malayen an Chinesen, von Javanern an Dayaks oder an Timoresen oder schließlich von Muslims an Christen oder von Juden an Muslims usw. Lautstärke, Form und Deutlichkeit der Verurteilung durch die Kirche mögen zwar je nach den

örtlichen Umständen variieren, sie dürfen jedoch nie so leise und undeutlich ausfallen, daß sie von den örtlichen Machthabern oder Mehrheiten als stille Duldung oder gar als Billigung gedeutet werden können. Diplomatisches Kalkül oder Überlebenswille der Kirche darf nicht so weit gehen, daß sie den Eindruck erweckt zu billigen, was »dem Geist Christi widerspricht«.

Wenn eine Ortskirche zum Schweigen verurteilt ist – niemand soll andere oder sich zum Martyrium drängen! –, so ist es Aufgabe der Weltkirche, dafür zu sorgen, daß Schweigen nicht zum Skandal vor der Weltöffentlichkeit wird.

Die Kirche stand schon zur Zeit der Apostel vor der Frage, wie sie ihr Verhältnis und ihre Beziehungen zu Andersgläubigen regeln sollte. Die Judenchristen standen in der Auseinandersetzung mit den Juden, mit denen sie wenigstens das Gesetz Mose, gemeinsame Tradition und Heilserwartung verband. Die Apostelgeschichte schildert aber auch nüchtern die dramatischen Ereignisse, die dazu führten, daß es nicht zum Bruch zwischen Judenchristen und Heidenchristen kam. Die Bekehrung des Äthiopiens durch Philippus (Apg 8,26-40), die Taufe des Cornelius durch Petrus (Apg 10) und das Apostelkonzil (Apg 15,1-35) zeigen, welche Schritte vollzogen werden mußten, um die junge Kirche davor zu bewahren, als jüdische Sekte zu verkümmern. Die Verantwortlichen waren fast alle Judenchristen, und dennoch gelang die lebensnotwendige Weichenstellung, das – für die Apostel so selbstverständliche und vertraute – Gesetz Mose für die bekehrten Nichtjuden für nicht verbindlich zu erklären. Ohne große Voruntersuchungen, Kongresse und Umfragen gelang der erstaunliche gedankliche Schritt, den Heiden ohne Umweg über das Judentum den Weg zur Christusbefolgung zu ebneten.

Vielleicht steht die Kirche heute aus der Sicht der Christen, die in der abendländischen Tradition stehen, in einer ähnlichen Krisensituation – an einer Wegekreuzung, an der sich entscheidet, ob Christentum eine abendländische Sekte wird und vergeht oder ob es mutig dem universalen Heilswillen Gottes folgt und wahrhaft ökumenisch, katholisch, zugänglich für jeden bleibt oder wird.

Wenn heute das Argument geltend gemacht wird, es sei doch kein heilsgeschichtlicher Zufall, daß das Christentum in der kulturellen Prägung der abendländischen Tradition auf uns und unsere heutige Zeit überkommen sei, so ist dieses Argument ernst zu nehmen; es ist ihm aber sicherlich nicht mehr Gewicht beizumessen als dem Argument eines frommen Judenchristen zur Zeit der Apostel, der Alte Bund sei doch heilsgeschichtlich nicht einfach abzutun, der Neue Bund sei ohne ihn nicht denkbar.

Heute macht sich keiner mehr Gedanken darüber, ob die Taufe erst nach Beschneidung des Täuflings gespendet werden dürfe oder ob es für einen Christen statthaft sei, ungeschächtetes Fleisch zu essen. Für uns ist aus der historischen Distanz leicht unterscheidbar, was damals wesentlich und unverzichtbar und folglich verbindlich für alle Christen war und was fallengelassen werden konnte, ohne Verrat an Gottes Wort und seinem Erlösungswerk zu üben. Aber wer sagt dies für Fragen, die heute anstehen? Was ist unverzichtbar und gehört zum Kern des Glaubens und der Lehre, und was ist liebgewordenes, hilfreiches und kulturell wertvolles abendländisches Beiwerk, das wir persönlich schätzen, wahren und pflegen mögen, aber anderen nicht verpflichtend auferlegen dürfen? Mit einem Wort: Was ist disponibel, was ist unserer Disposition entzogen? Oder ist alles beliebig?

Soll Dialog mit anderen Religionen nicht zum Ausverkauf des Unverzichtbaren und

Unverwechselbaren werden und somit im Sumpf synkretistischer Anbietung stekkenbleiben, aber auch nicht an fundamentalistischer Kreuzzugsmentalität zerschellen, so brauchen wir Antworten auf diese Fragen – Antworten, die von der Mitte des Selbstverständnisses der je eigenen Religion tragfähig sind. Anderenfalls gerät das Gespräch leicht in die Hände von Außenseitern, die zwar als Dialogprofis nach außen dem Gesprächspartner das beglückende Gefühl vermitteln mögen, der Dialog führe weiter, wobei er nicht übersieht, ob er auf einem Holzweg ist, da sein Gegenüber im eigenen Religionsgefüge am Rande steht und von niemandem oder nur einer sektiererischen Minderheit ernst genommen wird. Interreligiöser und interkultureller Dialog ist eine zu wichtige Sache, als daß wir sie noch so wohlmeinenden Splitter- oder Randgruppen überlassen dürften. Dialogbereitschaft nach außen sollte sich immer ausweisen durch Dialogfähigkeit nach innen.

## 2. »Zielgruppe« sind alle

Materielle Not ist sicher ein Anhaltspunkt für kirchliche Entwicklungsarbeit, sie darf aber nicht der einzige sein. Die Bekämpfung von Hunger und Krankheit und die Sorge um Menschen, die unter politischer Unterdrückung, Ausbeutung und Vertreibung leiden, sind unverzichtbar für kirchliche Entwicklungsarbeit, aber es wäre eine verhängnisvolle Verkürzung des ganzheitlichen Auftrages der Kirche für die Menschen und die Gesellschaft, wenn die anspruchsvolleren Bereiche von Kultur und Wissenschaft (insbesondere der Humanwissenschaften) aus dem Blickfeld dieses Auftrages ausgeklammert blieben. Die Kirche und die Christen können ihren originären Beitrag zur Gestaltung der Welt nicht nur in der Sorge um das nackte Überleben der Schwachen sehen, sie müssen ebenso ihren Beitrag leisten, wenn es darum geht, Kultur und Wissenschaft zu fördern, um sicherzustellen, daß eine Gesellschaft in bestimmten Situationen nicht über Leichen geht. Die Armutorientierung ist für die kirchliche Entwicklungsarbeit unverzichtbar, sie ist aber nicht das alleinige Kriterium für ihr Selbstverständnis und ihre Legitimation.

Auf unsere eigene Geschichte bezogen heißt das z. B., daß der christliche Glaube und der Auftrag der Kirche nicht in der Stunde Null, 1945, ihre Zeit hatten und erst dann wieder eine Rolle haben werden, wenn es mal wieder soweit ist – sozusagen als Beistand in Not- und Katastrophenfällen oder als Trost in Ausweglosigkeit. Auch nach Überwindung der größten materiellen Not ist der christliche Glaube gefragt – vielleicht gerade dann, um Orientierung zu geben. Diese Aufgabe ist unverzichtbar, freilich ist sie anspruchsvoller und kann sich nicht auf die spontane Zustimmung aller und auch nicht auf kurzfristig darstellbare und quantifizierbare Ergebnisse zur Legitimierung weiteren Arbeitseinsatzes stützen.

Wenn *Misereor* nicht der Versuchung der partiellen Selbstpreisgabe erliegen und einem an kurzfristigen Ergebnissen orientierten Aktivismus verfallen will, dann darf es sich nicht mit der Förderung von Zielgruppen in Entwicklungsländern begnügen, mit denen und für die genau definierbare Mängelercheinungen zu überwinden sind: Jugendliche, die arbeitslos sind; Slumbewohner, die keinen Zugang zu städtischen Erschließungsmaßnahmen haben; Kleinbauern, denen der Zugang zu Krediten und Märkten verwehrt wird; ethnische Minderheiten, die von ihren Stammesländern vertrieben werden und keinen Rechtsschutz genießen etc. Selbst wenn sich solche

Arbeitsfelder mühelos überzeugend darstellen und für die Öffentlichkeitsarbeit und für die Bildungsbemühungen des Hilfswerkes didaktisch leicht sortieren und umsetzen lassen, so muß doch bewußt bleiben, daß die einseitige Belastung des Fundaments für den Gesamtauftrag von *Misereor* zu einer Schiefelage führen kann, auf der nichts mehr hält und von der aus nichts mehr legitimierend begründet werden kann – letztlich nicht einmal die anscheinend mühelos begründbaren Tätigkeiten im sozio-ökonomischen Bereich einer ausschließlich armutsorientierten Entwicklungshilfe.

*Misereor* gerät heute kaum in Begründungsnot, wenn es den Bau von Staudämmen in Obervolta, Medikamentenhilfe für das kirchliche Gesundheitswesen in Uganda, die Förderung von Kleinbauerngenossenschaften in Nicaragua oder Rechtsberatung für Randgruppen der Bevölkerung in Lima finanziert. Derartige Maßnahmen sind im Programm von *Misereor* in allen Kontinenten anzutreffen. Zwar werden mehrheitlich solche Projekte von *Misereor* gefördert, man findet dort aber auch Projekttitel wie »Stipendienprogramm für Lehrkräfte an den katholischen Universitäten der Philippinen« oder »Ausbau des Kommunikationszentrums der Sogang Universität, Seoul«, ja sogar die »Neuinszenierung eines chinesischen Theaterstückes durch eine Ordensschwester in Hong Kong« und »Verbreitung von Literatur der Hmong-Ureinwohner in Laos«. Solche Projekttitel im Förderungsprogramm von *Misereor* lassen sich nur begründen, wenn es einsichtig zu machen ist, daß kirchliche Entwicklungsarbeit nicht nur auf die Beseitigung, Überwindung oder Eindämmung materieller Not zielt, sondern ebenso – wenn nicht gar in erster Linie – auf Würde und Selbstachtung der Menschen in fremden Kulturen, die Respektierung ihrer völkischen, kulturellen und religiösen Identität und schließlich darauf, daß Menschen und Kulturen in ihrer Konfrontation mit westlicher Zivilisation nicht nur in ihren ökonomischen Bedürfnissen von der Kirche Beistand erfahren, sondern auch dann unterstützt werden, wenn es darum geht, daß sie sich selbst und ihr Selbstverständnis so ausdrücken können, daß sie gehört und verstanden werden. Gerade Asien mit seinen lebendigen Hochreligionen und mit noch prägenden Stammeskulturen ist Schauplatz dieser Konfrontation, in der die Opfer einer sie überrennenden »Modernisierung« noch nicht von den Wurzeln ihrer eigenen Tradition abgeschnitten sind. Das Profil kirchlicher Entwicklungsarbeit muß immer auch verdeutlichen, daß der Mensch als Gemeinschaftswesen auch immaterielle Grundbedürfnisse und Rechte hat, ohne die eine am Gemeinwohl orientierte Entwicklung nicht ganzheitlich ist. Es muß sich schon im Ansatz zeigen, daß kirchliche Entwicklungsarbeit sich hoffnungslos unterfordern würde, wenn sie nur materielle Not ins Auge faßte und mit materiellen Gütern diese Not zu lindern trachtete. Die Herausforderung Asiens an die Kirche in Ost und West, Süd und Nord liegt darin, daß Solidarität und Partnerschaft den Dialog in jedem Augenblick voraussetzen, daß die Weltkirche sich selbst und ihre Botschaft unverfälscht, d. h. ohne Verkürzung im wesentlichen und unbelastet von unwesentlichem Beiwerk, ganz und gar redlich einbringt. Die Begegnung eines kirchlichen Hilfswerkes in Europa mit Asien muß beseelt und getragen sein von der Bereitschaft, zur eigenen Überzeugung und zur eigenen Herkunft zu stehen, aber auch beseelt von dem Wunsch, Gewachsenes nicht zu zerstören. Eine solche Begegnung wird so zur Nagelprobe für die eigene Identität, aber auch für das Verständnis von interreligiösem oder interkulturellem Dialog.

Kirchliche Entwicklungsarbeit muß mehr sein als der vom Evangelium her moti-

vierte Transfer von Kaufkraft für die wirtschaftlich und sozial Benachteiligten in Entwicklungsländern. Das Verständnis vom Menschen und das Verständnis von der rechten Ordnung zwischen Mensch und Mitmensch, zwischen Mensch und Umwelt und zwischen Mensch und Gott bestimmt Ziel und Ansatz aller an dieser Arbeit Beteiligten. Von diesem Verständnis hängt auch das Selbstverständnis derer ab, die – aus verschiedenen Kulturen und Religionen kommend – aus Anlaß dieser Arbeit notwendigerweise miteinander ins Gespräch kommen. An diesem Punkt spätestens zeigt sich, daß Solidarität auch verlangt, daß jeder sich selbst und sein Selbstverständnis vorbehaltlos mitbringt und sich dabei selbst darüber klar wird, was als Kern seines Selbstverständnisses für ihn unverzichtbar und was als Einzelausformung austauschbar ist. Angstlose und getreue Katholizität ist diese Haltung. Wir begegnen ihr im Apostelkonzil, dem ersten der Geschichte, und wir begegnen ihr im II. Vatikanischen Konzil, dem bisher letzten der Geschichte. *Misereor* verdankt seine Gründung Kardinal Frings, dem Mann, dem Kardinal Ratzinger zuschreibt, er habe durch seine geistige Richtung dem II. Vatikanischen Konzil wesentliche Impulse gegeben, die von dieser vollkommen angstlosen und getreuen Katholizität geprägt waren.<sup>1</sup> *Misereor* hat Zukunft, wenn und sofern es sich dieser Haltung bleibend verpflichtet weiß.

## Sag, daß Jerusalem ist (I)

Paul Celans »Wallfahrt nach Jerusalem«

Von Arnold Stadler

So sprach Hu Kiu Dsi Lin:  
 Welches ist das erhabenste Ziel des Wanderers?  
 Das erhabenste Ziel des Wanderers ist. kein Ziel zu haben.  
 Liä Dsi. *Das wahre Buch vom quellenden Urgrund*

Im Oktober 1969, wenige Monate vor seinem Tod in der Seine, fuhr Paul Celan, der aus Cernowitz (bis 1918 Österreich-Ungarn, dann Rumänien, heute UdSSR) stammende jüdische Dichter deutscher Sprache von seinem Wohnort Paris aus erstmals nach Israel. Am 14. Oktober 1969 hielt er eine kurze Ansprache vor dem hebräischen Schriftstellerverband. Darin wird in formelhafter Kürze das Wesentliche dieser Reise festgehalten: »Ich bin zu Ihnen nach Israel gekommen, weil ich das gebraucht habe.«

Viel umfassender und noch genauer als der kurze Gruß an die Schriftsteller spiegeln die in diesem Zeitraum entstandenen Gedichte Celans Begegnung mit Israel; und das heißt vor allem: mit Jerusalem. Die Gedichte des 1976 erschienenen Nachlaßbandes *Zeigehöft*, vor allem deren zweite Abteilung, verdichten die Begegnung mit den jüdischen heiligen Orten als Erfahrung Jerusalems.

1 Vgl. J. Card. Ratzinger, Kardinal Frings und das II. Vatikanische Konzil, in: D. Froitzheim (Hrsg.), Kardinal Frings Leben und Werk. Köln<sup>2</sup>1980, S. 191-205.